ULRIKE SEROWY

WÖLFE VOR DER STADT

EDITION OUTBIRD

ULRIKE SEROWY

WÖLFE VOR DER STADT

EDITION
OUTBIRD

Impressum

1. Auflage: Februar 2022
© Edition Outbird, Gera
www.edition-outbird.de

Covergrafik: Hannes Starke
Lektorat: Vanessa-Marie Starker, Tristan Rosenkranz
Buchsatz: Peter Peukert
Herausgeber: Tristan Rosenkranz & Peter Peukert

ISBN: 978-3-948887-23-0
Preis: 15,00€
Alle Rechte vorbehalten.

: I. NEBEL :

Der Nebel war in die Stadt gekommen. Erst war er aus dem Waldboden emporgestiegen, langsam und stetig, nach und nach; auf sich selber wartend, darauf, dass sich endlich genug wasserschwere Luft zusammenzog, hatte er zwischen den Bäumen gehangen, zwischen den großschuppigen Stämmen der Nadelgehölze und den silberfleckigen Birken – der Boden war sandig hier.

Als er sich endlich dicht genug gesammelt hatte, war der Nebel aus dem Wald gekrochen, der scharf an die Felder grenzte. Langsam hatte er sich über die festdurchfrorene Erde gewälzt. Es lag nur wenig Schnee, denn es hatte kaum geschneit in diesem Winter.

Nach den Feldern kamen die Gärten, die vor der Stadt lagen. Es waren alte Gärten, wenig bepflanzt und selten besucht. Darüber war der Nebel hinweg, da hindurchgekrochen, war an kahlen Dornensträuchern hängen geblieben und hatte sich in blattlosen Baumkronen verfangen. Schließlich hatte er den Rand der Stadt erreicht; war an ihre Stein- und Betonwände gestoßen und hatte sich einen Weg in die Straßen gesucht. Er war in Ritzen und Spalten und leere Kohlekeller eingedrungen, über Kopfsteinpflaster vorbei an stummen Hausfassaden gekrochen. Die meisten Fenster darin waren dunkel geblieben.
Der Nebel scherte sich nicht um Städte oder die Menschen darin.

In dieser hier hatte sich das Leben im Innern des Ortes zusammengedrängt. Dorthin gelangte der Nebel noch nicht. Er stand dicht und kalt in den leeren Straßenzügen der äußeren Bezirke. Dies waren breite Straßen mit niedrigen Bürgersteigen, die einmal Platz geboten hatten für Bürgerstolz, zum Flanieren und Herzeigen. Nun aber waren so viele Jahre verstrichen; Kriege waren über die Welt gegangen und hatten sie verheert, Grenzen hatten sich verschoben, Länder waren zerfallen und neu erdacht worden, und die Menschen hatte es fortgezogen und verstreut. So waren die Viertel der Stadt dunkler geworden, eins ums andere, und wurden es noch.

An den Rändern der Stadt löste sich die Ordnung auf, die die Menschen ihr gegeben hatten. Die Häuser zerfielen, die Gärten verwilderten; und dieses Aufbrechen ließ Lücken entstehen, Risse in der Wirklichkeit, durch die das Draußen einen Einlass fand.

Nun war der Nebel in die Stadt gekommen. Und mit ihm noch etwas anderes.

Helena träumt I

Sie hatte in dieser Nacht geträumt; ein Albdruck hatte auf ihr gelegen, als sie erwacht war. Sie hatte ihren Körper nicht bewegen, sich nicht aufrichten können, weil ein schweres Gewicht auf ihr lastete und sie hinunter aufs Bett drückte. Also blieb sie liegen, blinzelte nur hin und wieder und sah an die Decke. Der Traum, den sie geträumt hatte, war noch nicht ganz von ihr gewichen. Er hing noch wie ein trüber Dunst über ihrem Geist, war kalt und klamm und bedrückend, aber unscharf und schwer zu fassen. Dies alles nahm sie wahr, mit Interesse und einer gewissen Distanziertheit; Albträume hatte sie oft. Sie waren ihr vertraut, genauso wie die Angst, in die sie gestoßen wurde, jedes Mal, wenn ein solcher Traum sie überkam. Bemerkenswert aber war nun, dass der *Geruch* fehlte. Für gewöhnlich waren die Träume nur Boten, Gefäße, Vehikel, geborgte Beine, auf denen der *Geruch* sich heranschlich, um ihr Grauen zu bereiten. Sie sog prüfend die Luft ein. Ein wenig Staub und alter Rauch; die dumpfe Luft nach einer durchschlafenen Nacht; die Blumen, die auf ihrer Fensterbank verblühten. Nein, wirklich, er war nicht da.

Nur diese Schwere war noch da und lag auf ihr wie ein Bleigewicht. Aber Helena hatte genug davon. Sie raffte sich zusammen und richtete sich auf, mit einem Ruck; da sprang es von ihr ab, ihre Brust wurde frei, jetzt konnte sie tief Luft holen, fühlte sich erleichtert.

Zugleich war sie tief erschöpft, so als hätte sie während der Nacht nicht geschlafen, sondern wäre gelaufen, weit und schnell.
Sie blieb noch einen Moment im Bett sitzen, denn nun kam ihr klarer in den Sinn, was sie geträumt hatte. Es waren unvertraute Bilder gewesen, die sich mit Macht in ihren Schlaf gedrängt hatten.

Lauf nicht weg...
Lauf nicht weg, sag ihnen nichts...

Ein Duft war ihm in die Nase gestiegen, herrlich und vertraut, und sein Herz zog sich zusammen. Zarte rote Wangen und ein Kranz von Goldhaar, auf dem sich die Sonne brach

Sie musste wieder alleine durch den Wald gehen,
und er würde auf sie achtgeben

Er lief auf dem weichen Waldboden, sie ging auf dem Weg,
der zwischen den Orten ausgetreten worden war.
Sie durfte ihn nur nicht bemerken.
Wenn sie es doch tat, was sollte er dann tun?

Helena schloss für einen Moment die Augen. Sie konzentrierte sich, dass ihr Falten auf die Stirn traten, und spürte noch einmal dem Traum nach.

Es war nicht dieselbe Furcht gewesen wie sonst. Nicht ihre. Dann atmete sie einmal heftig aus und schlug die Decke beiseite. Träume gehörten in die Nacht und sie hatte zu tun an diesem Tag. Sie stand auf und ging ins Bad. In ihrem Haar hing ein Birkenblatt.

In der Bahn

Helena war in die Bahn gestiegen und hatte auf einem Sitz Platz genommen, dessen Polsterung so alt sein musste wie sie selbst. Sie war müde und hätte gerne ihren Kopf gegen das Fenster gelehnt, aber das hatte schon jemand vor ihr getan, und der Abdruck einer Stirn oder Wange an der Scheibe ekelte sie. Also hielt sie sich aufrecht und ließ die Augen schweifen. Es war früher Abend, dämmrig und trüb. Graublaues Licht hing zwischen den Häusern. Außerdem war da der Nebel. Seit einiger Zeit – wie lange schon, konnte sie gar nicht sagen – zog er in dichten Schwaden durch die Straßen der Stadt. An manchen Tagen sammelten sie sich hier und da so dicht, dass man die Hand nicht mehr vor Augen sehen konnte und aufpassen musste, nicht vom Weg abzukommen, selbst dort, wo man sich gut auskannte.
Die Bahn klapperte auf ihren Schienen daher. Kopfsteinpflaster. Diese Stadt war nicht dafür gebaut worden, dass auf ihren Straßen einmal Bahnen fahren sollten. Aber vieles war gekommen, wie es gekommen war.
Es war nicht voll im Inneren des Abteils, aber auch nicht leer wie sonst, denn es war die Zeit, in der die meisten Leute ihre tägliche Arbeit hinter sich gebracht hatten und nach Hause zurückfuhren. Die Gesichter dieser Menschen ließen sich leicht studieren, denn die meisten von ihnen waren müde von einem zehrenden Tag und legten keinen Wert auf Blickkontakt, zogen sich in sich selbst zurück oder

ließen sich von ihren Mobiltelefonen oder Büchern zerstreuen.
Helena selbst war eben erst auf dem Weg zu ihrer Arbeit. Noch vier oder fünf Stationen, dann würde die Bahn gleich gegenüber dem Machandel halten und sie wäre am Ziel.
Heute hatte sie einen Gutteil des Tags gemalt und sich in die Stille ihrer Werkstatt eingeschlossen. Eigentlich hätte sie sagen sollen: ihres Ateliers. Aber das Wort Atelier gefiel ihr nicht. Es klang so hochtrabend, nach Oberlichtern und neuem Parkett und den armseligen Ambitionen kleiner Seelen. Ihre Werkstatt also lag in einem Hinterhof, in einem der fünf niedrigen, weiß gestrichenen Backsteinbauten, die sich an die Rückseite der Wohnhäuser drängten und den Innenhof umfassten. In die weiße Wandfarbe hatte sich die Zeit gefressen. Knöterich und Efeu waren irgendwann daran emporgewachsen und wieder abgerissen worden. Lustlose oder ungeschickte Hände hatten ein Stromkabel außen an die Barackenwände montiert – Baracke, das Wort gefiel ihr ganz gut. Licht von oben hatte sie hier wohl, denn in die Decke waren einige Scheiben Ornamentglas eingelassen, von hellgrauen Metalleinfassungen gehalten.
Erst hatte sie eine Weile auf der Bank gesessen, die vor der Baracke stand. Sie hatte vor sich hin überlegt und geraucht, eine nach der anderen, im blassen Vormittagslicht, umgeben von der Stille einer halbleeren Stadt, obwohl es kalt war draußen.

Der Traum beschäftigte sie noch immer.
Schließlich war sie dann doch aufgestanden, hatte aus ihrer Beuteltasche den Schlüssel hervorgeholt und die Tür aufgeschlossen und war in das erwartungsvolle Schweigen ihrer Werkstatt eingetreten.
Heute wollte sie eine Vorzeichnung für ein Bild auf die Leinwand übertragen. Dafür hatte sie die Vorzeichnung und die fertig grundierte Leinwand mit einem Linienraster überzogen und Kästchen für Kästchen nachgezeichnet. Es war ein Motiv, das sich der gegenständlichen Einordnung eigentlich entzog, aber noch nicht abstrakt genug war, um das Erkennenwollen des Betrachters ganz loszulassen. Je nachdem konnte man in dem, was ihr vorschwebte, vielleicht eine zerklüftete Felsenlandschaft erkennen oder eine zerrüttete Häuserschlucht; aber es war nicht an ihr, das zu entscheiden.
Sie hatte dieses Bild heute weit gebracht, und die Arbeit hatte den Traum beiseite gedrängt. Unterdessen hatte sich das Licht über den Hof geschleppt. Es begann zu dämmern, es war Zeit zu gehen. In ein paar Minuten würde die Bahn kommen, mit der sie zum Machandel gelangte.
Vor ihr lagen sechs Stunden Thekendienst. Im Machandel wurde nicht am Tisch bedient. Wer etwas wollte, musste kommen und es sich holen. Es war eine Arbeit, die ihr leicht von der Hand ging, auch wenn sie ständig von Menschen umgeben war. Und um Mitternacht würde die Spätschicht kommen, um sie abzulösen.

Heute würde es eine ruhige Nacht werden. Mitten in der Woche kamen selten mehr als eine Handvoll Gäste, wenn nicht etwas Außergewöhnliches in der Stadt vor sich ging. Nun war heute ein ganz gewöhnlicher Tag gewesen, soweit sie das wissen konnte, denn sie hatte bislang nicht viel davon gesehen in ihrer Werkstatt. Einzig der Nebel war seltsam, aber nicht mehr ungewöhnlich, zumindest nicht in diesem Winter, in dem es ja kaum Schnee gegeben hatte, nur Kälte und Frost, und seit ein paar Wochen eben diesen Nebel, der das Tageslicht kaum bis auf das Straßenpflaster durchließ. Nun spielte das heute keine Rolle mehr, denn es war jetzt ganz dunkel geworden. Am Straßenrand flackerten die Laternen auf und warfen ihre Lichtkreise in den Nebel.

Das gleichmäßige Rattern der Straßenbahn machte Helena schläfrig, und sie musste wieder an den Traum denken, der sie heimgesucht hatte.
Was waren das für seltsame Bilder gewesen?
Verschwommen und verblasst, aber doch voll Pein und ungetilgter Schuld.

Lauf nicht weg...
Lauf nicht weg, sag ihnen nichts...

Die Bahn hielt an einer Station und holte sie mit einem Ruck in die Gegenwart zurück.

Sie strich sich über die Stirn und sah sich wieder im Abteil um, den Rest der Fahrzeit abschätzend. Noch eine Station, dann würde sie am Ziel sein.
Ihr gegenüber saß eine Frau mittleren Alters, die gewissenhaft in ihrer Zeitung las. Jedes ausgelesene Blatt faltete sie sorgfältig und legte es neben sich auf den Sitz. Eben war sie mit dem Lokalteil fertig geworden und legte das sauber geknickte Zeitungsblatt auf den Nachbarsitz. Zugleich blieb die Bahn erneut stehen, und Helena musste aussteigen. Im Aufstehen konnte sie die Titelzeile erkennen: Wölfe vor der Stadt.

Im Machandel I

Die Sprossenfensterfront der Bar war noch unbeleuchtet, denn Helena war heute die erste, die das Machandel betrat. Sie schloss die Haustür links neben den Fenstern auf und betrat den Hausflur. Dort passierte sie eine Reihe von Briefkästen mit vielfach überklebten Namensschildern und gelangte zum Hintereingang.

Noch lag die Bar still und staubig da. Staubig war es hier immer, egal wie viel man hin und her wischte und fegte. Helena hatte nun eine Stunde, um alles bereit zu machen. Sie kontrollierte die Kasse, die Kühlschränke, die Flaschen in den Regalen und füllte auf, was fehlte. Dafür musste sie mehrere Male zurück in den Flur, dann hinunter in den Keller, wo die Vorräte lagerten. Schließlich ging sie einmal durch das ganze Machandel und zündete auf jedem Tisch eine Kerze an. Inzwischen war sie darin so routiniert, dass immer noch etwas Zeit blieb, mindestens für eine Zigarette. Sie steckte sie an und sah sich noch einmal in der Bar um.

Nun arbeitete sie schon eine ganze Weile hier und war der Ansicht geblieben, dass dies die beste aller schlechten Alternativen war. Sie mochte das düstere, staubschmierige Innere, die von Alter und nachlässiger Behandlung mitgenommene Theke, deren Holzfront aus alten Türblättern gezimmert war. Die Wände und die hohe Decke waren in Kobaltblau gestrichen.

An die Decke hatte jemand filigrane, vielfach verzweigte Silbersterne gezeichnet, die man mit bloßem Auge nur schwer erkennen konnte und die erst dann deutlich hervortraten, wenn man schon eine Weile emporgeblickt hatte. Tische und Stühle waren bunt zusammengeklaubt; hier stand ein kleiner Stoffsessel, da ein zerschrammter Kaffeehausstuhl. Auf den Fensterbrettern verbreiteten Petroleumlampen mit anmutig geschwungenen Glas-schirmen warmes Feuerlicht. Den zarten Holzsprossenfassungen der Fenster hatten Bombenhagel und Achtlosigkeit nichts anhaben können, aber die Glasscheiben zwischen den Fensterkreuzen waren zu zwei Dritteln mit schwarzem Schrankpapier beklebt worden, so dass man kaum hinein- noch hinaussehen konnte – und wer doch hineinschaute, erkannte meist nicht mehr als ein blau-goldenes Flimmern.
Auf jedem Tisch brannte nun eine Kerze, versenkt in einem Halter aus Stanzblech, so dass das Kerzenlicht flackernde Scherenschnitte durch den Raum tanzen ließ. An den Wänden hingen Bilder und immer wieder lange, schmale Spiegel; an der einen Stirnseite des Raumes hing ein großer Druck von Carlo Schwabes ‚Die Welle'. Helena betrachtete das Bild sehr gern. Manchmal sah es so aus, als würden die hochaufgeschossenen, hohlwangigen Gestalten tatsächlich mit dem Wasser, aus dem sie emporstiegen, aus dem Bild heraustreten und die dürren Finger nach den Menschen unter ihnen ausstrecken.

Manchmal, wenn ihre Schicht vorbei war, ließ Helena sich selbst gern dort nieder, auf einem Polsterhocker unterhalb des Bildes, und beobachtete schweigend, was im Machandel vor sich ging, oder versenkte sich in ihr Skizzenbuch.

Nun war sie fertig mit allem, auch mit der Zigarette, und noch eine Weile für sich. Sie genoss das grobkörnige, sanfte Licht, den unscharfen Übergang zwischen Hell und Dunkel. Es ließ die Ecken und Winkel im Schatten, es musste nicht alles wissen.

Die Anlage schaltete sie nun noch ein – auch die war mit einer staubigen Patina überzogen – und ließ langsame, laute, schwere Musik den Raum ausfüllen, sich mit dem Rauch vermischen, in alle Ecken kriechen. Verhalten dröhnende Klangflächen schoben sich aus den Boxen und umhüllten Helena sacht und massiv zugleich.

Das war, als versuchten Ruinen und Trümmer mit menschlichen Stimmen zu flüstern und zu stöhnen, vielleicht sogar zu sprechen, wenn man sie verstünde; dann erzählten sie von einem sanftgrauen Sternendunkel, von sachtem Licht erhellt, das nirgendher kommt und wieder ins Nichts fällt, zart durchtönt vom tiefen Knarren gewaltiger Sphären, die langsam und erhaben ihre Bahnen ziehen. Als sprächen Berge zueinander, mit ewigen Stimmen, und darüber - wie ein Silberhauch, wie feine Dunstschleier - schweben zarte, zerstobene Bande; es sind feine Melodien, nicht nur darüber, auch um sie her, sie

kann – langsamlangsam – danach fassen; mit traumschwerer Hand berührt sie das feine Klanggespinst, das kühl an ihren Fingern haften bleibt und weiter klingt, nun auch in ihren Händen und in ihr, bevor es vergeht. Sie fühlt noch ein leises Sausen; sie hat ein neues Bild in sich. So ist es manchmal, wenn sie diese Musik hört. Heute ist es so nicht.

Jetzt aber war es Zeit, die Vordertür aufzuschließen und einzulassen, wer da eintreten würde.

Nun hat das Machandel geöffnet, und es sind schon ein paar Gestalten hereingekommen, genug um Helena beschäftigt zu halten, was ihr gut passt, denn eben war ihr, als wollte ihr der *Geruch* in die Nase fahren, nur ganz leicht zwar, aber es hatte sie doch geschüttelt und gefroren vor Schreck. Vielleicht hatte sie sich auch nur getäuscht? Bestimmt. Spülen, bedienen, Deckel eintreiben und mit Gästen kurze Worte wechseln, hält sie davon ab, sich auf den fauligen Hauch in ihrer Nase zu konzentrieren; falls es ihn überhaupt gegeben hat. Vielleicht bleibt sie ja auch verschont - heute, oder für länger.

Als Helena den Blick vom Spülbecken hob, sah sie Magdalena zur Vordertür hereinkommen. In einer Stunde mussten sie Schichtübergabe machen, und Magdalena übernahm gerne die Nachtschichten.

Sie war klein und zierlich, mit dichtem rotgoldenen Haar und feinen Gesichtszügen. Helena fiel eine Last von den Schultern, die sie bis eben nicht hatte bemerken wollen. Der erste Name, der ihr in den Sinn gekommen war, eben, als sie den *Geruch* bemerkt hatte, war der von Magdalena gewesen. Aber die stand jetzt vor ihr, wand sich aus ihrem dicken Schal und verzog dabei ihr Puppengesicht. Helena sah sie an und lächelte.
„Da bist du ja schon."
Magdalena schaute zurück, ein wenig spöttisch.
„Stimmt. Eigentlich bin ich sogar noch viel zu früh, um dich abzulösen. Aber ich wollte schon mal herkommen, bei mir zu Hause ist es kalt, die Heizung geht irgendwie nicht."
„Ist ok. Schön, dass du da bist. Willst du was trinken?"
Magdalena wollte einen Gin Tonic. Sie ließ sich auf einen Barhocker gleiten, und warf einen schelmischen Blick zur Seite, wo sie wohl jemanden entdeckt hatte, den sie spannend fand. Sie sprang wieder auf und war in den Abend eingetaucht wie ein kleiner, seidiger Fisch.

Schließlich war es Zeit für den Schichtwechsel, und Magdalena schlüpfte zu Helena hinter die Theke, wo sie mit der Übergabe begannen.
„Hast du davon gehört?", fragte Magdalena.
„Was, wovon?"
Helena war in Gedanken gewesen, noch nicht ganz bereit, sich vom Machandel zu verabschieden.

Sie wandte sich zu Magdalena um. Die hatte eben die Kasse gezählt, die Getränke, die Gläser, die Gäste, eben alles Zählbare, und Helenas Trinkgeld in ein paar kleine Scheine gewechselt. Jetzt lehnte sie an der Theke und hielt ihr das Geldbündel hin.

„Wovon habe ich gehört?“

„Davon, dass es rings um die Stadt wieder Wölfe geben soll. Unheimlich, oder?“

„Ja, ich hab davon gehört. Aber ich habe noch keinen gesehen. Und bis dahin mache ich mir keine Gedanken darum. Außerdem brauchen Menschen keine Angst vor Wölfen zu haben. Eher andersrum.“

„Bist du sicher? Es ist schon sehr unheimlich, wenn man sich das vorstellt. Stell dir vor, sie kommen in die Stadt rein.“

„Kann sein. Aber selbst wenn sie in die Stadt kämen, was würden sie hier wollen? Es gibt hier doch viel zu viele Menschen, und soweit ich weiß, sind Wölfe sehr scheu. Und wenn sie anfangen Menschen anzufallen, würde man sie eben abknallen.“

Magdalena schwieg, betrachtete ihre Fingernägel und sah dann an Helena vorbei nach draußen. Helena holte ihre Tasche unter der Bar hervor.

„Gut, ich fahr dann mal.“

„Ja. Komm gut heim, Helena. Es ist so neblig draußen.“

Ulrike Serowy hat englische, deutsche und skandinavische Sprachen und Literatur sowie Geschichte und Archäologie studiert. Sie schreibt Prosa, Lyrik und Essays. Sie debütierte im Hablizel Verlag mit ihrer schwarzmetallischen Erzählung Skogtatt – in seiner Rezension für die FAZ nannte Dietmar Dath das Buch ein „lichtabweisendes Juwel".

Serowys Texte sind oft von Musik inspiriert und an diese rückgebunden. In Kooperationen mit in- und ausländischen Künstlern entstehen so mitunter Werke, die zwischen Literatur und Musik vermitteln und das eine mit dem anderen verbinden.

Ihre Lesungen hält sie am liebsten an besonderen Orten wie dem Gold+Beton unter dem Kölner Ebertplatz, einem entlegenen Wald in den österreichischen Alpen oder auf internationalen Musik- und Kunst-Festivals wie dem Heavy Days in Doomtown in Kopenhagen und dem Doom over Leipzig. (Bildrechte: Sandra Tilmans)